

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Ich lebe in Geschichten“

Sein Roman „Der Vorleser“ ist ein Welterfolg – nun hat der in Berlin lebende Schriftsteller und Rechtsprofessor Bernhard Schlink ein neues Buch mit sieben Erzählungen veröffentlicht: „Liebesfluchten“.

SPIEGEL: Herr Schlink, wie kommen Sie mit dem internationalen Erfolg Ihres Romans „Der Vorleser“ zurecht, einem der größten Triumphe der deutschen Literatur seit dem Roman „Die Blechtrommel“? Haben Sie jetzt Lampenfieber vor dem Erscheinen Ihres neuen Buches „Liebesfluchten“?

Schlink: Der Erfolg ist in meinem Kopf noch gar nicht wirklich angekommen. Daher ist auch das Lampenfieber jetzt kaum größer als sonst beim Erscheinen eines Buches.

SPIEGEL: Aber spätestens, als Sie im vergangenen Jahr bei Oprah Winfrey in der einflussreichsten US-Literatursendung saßen, müssen Sie doch eine Art Erfolgserlebnis gehabt haben?

Schlink: Nein. Der Rahmen dort ist sehr intim. Es gibt ein im Studio nachgebautes Wohnzimmer mit Kamin, Sesseln und allem, was dazugehört. Darum herum ist alles dunkel, und die Kameralente umkreisen



J. RÖTZSCH / OSTKREUZ

Verstörte Ehemänner

Bernhard Schlink erzählt in seinem neuen Prosaband von unbeholfenen Liebhabern, lieblosen Familienvätern – und von enttäuschten Frauen.

Der Erfolg war enorm, und er will kein Ende nehmen: Der 1995 veröffentlichte Roman „Der Vorleser“ ist mittlerweile millionenfach verbreitet. Ob in Deutschland, Frankreich oder in den USA: Überall fieberten und fiebern Leser mit dem anfangs 15-jährigen Helden, der von einer reifen Frau zur Liebe verführt, dann plötzlich verlassen wird – und sie erst Jahre später im Gerichtssaal wieder sieht: Er ist Jurastudent, sie angeklagt als ehemalige KZ-Schergin.

Bernhard Schlink, der Autor des Romans, meistert in einem erstaunlich sou-

Autor Schlink in Berlin: „Mache ich es so gut wie der Liebhaber von Sharon Stone?“

veränen Erzählton die gewagte Mischung aus Liebesgeschichte und Holocaust-Thematik. Seit bald drei Jahren zählt das Schlink-Werk in Deutschland auch zu den meistverkauften Taschenbüchern, und über Wochen – für deutsche Literatur sensationell – führte die US-Ausgabe gar die Paperback-Bestsellerliste der „New York Times“ an, nachdem das Buch von Oprah

Winfrey in deren populärer TV-Literatursendung empfohlen worden war.

Schlink, 55, hatte zuvor zwar schon drei hoch gelobte Krimis geschrieben, den ersten „Selbs Justiz“ (1987), noch zusammen mit einem Co-Autor – das Buch wurde 1991 fürs Fernsehen verfilmt –, und doch: Erst seit dem „Vorleser“, der demnächst in den USA auch noch die Hol-



Autor Schlink bei Oprah Winfrey (1999): „Wie daheim“

einen so geschickt, dass man es nicht mitbekommt. Man sitzt mit Oprah und fünf Lesern, die sie einlädt, tatsächlich wie daheim. Das wird aufgezeichnet und später in die Sendung eingespielt, wo dann mehrere hundert Zuschauer sitzen.

SPIEGEL: Dennoch hat allein dieser Auftritt in den USA einen großen Auflagenschub für Ihren „Vorleser“ gebracht – die USA-Auflage liegt inzwischen bei mehr als 1,8 Millionen Exemplaren. Haben Sie jemals damit gerechnet, dass Ihr Roman derartig Furore machen wird?

Schlink: Im Gegenteil. Ich hatte vorher Kriminalromane geschrieben und Angst, dass der Verleger sagen würde: Bleiben Sie bei Ihren Krimis!

SPIEGEL: Was war das Motiv, das Genre zu wechseln? Wollten Sie auch gern einmal seriöse Literatur machen, oder war der Stoff einem Krimi nicht angemessen?

Schlink: Eine Freundin hat mir einmal gesagt, ich schreibe alles mit der gleichen Ernsthaftigkeit. Mir war das nicht aufgefallen. Aber es stimmt schon: Beim Schreiben mache ich in gewisser Weise keine Unterschiede, ob ich nun einen Krimi, einen anderen Roman, Erzählungen oder einen Beitrag für eine wissenschaftliche Zeitschrift verfasse. Ich bin gleichermaßen dabei. Beim „Vorleser“ hat mich freilich das Thema anders gefordert und gepackt als etwa bei „Selbs Betrug“. Im Übrigen ist das alles ein fortlaufender Prozess: Ich hätte den „Vorleser“ nicht ohne die Erfahrung mit den Büchern davor schreiben kön-

nen. Ich hatte also nicht das Gefühl: Ich steige um, sondern: Ich schreibe jetzt eine andere Geschichte.

SPIEGEL: Was gab den Anstoß zu diesem Roman?

Schlink: Ich weiß nicht genau, woher meine Geschichten kommen. Beim „Vorleser“ weiß ich immerhin, dass die Begegnung mit Ost-Berlin zu Beginn der neunziger Jahre eine große Rolle gespielt hat: das Erleben einer Welt, die der meiner Kindheit in Heidelberg in den fünfziger Jahren entsprach, in den grauen Farben, in den Straßen, Zäunen, Häusern. Das Thema selbst, Schuld, Verstrickung in Schuld, hat mich schon lange beschäftigt, auch wissenschaftlich. Die anderen Elemente kommen aus Gehörtem, Gesehenem, Gefühlem, Erinnerungem – wie genau sich das zusammenfügt, keine Ahnung.

SPIEGEL: Die Frage nach dem Autobiografischen erübrigt sich also?

Schlink: Natürlich spielt das immer hinein, aber wenn ich „Roman“ drauf schreibe, ist es eben Fiktion.

SPIEGEL: Doch über KZ-Prozesse, wie sie in Ihrem Roman vorkommen, haben Sie sich genau informiert?

Schlink: Natürlich. Ich war bei einem teilweise selbst dabei, anderes habe ich nachgelesen, besonders zur Rolle der Frauen im Dritten Reich.

lywood-Weihen erhalten soll (Regie: Anthony Minghella), gilt Schlink als ernsthafter Autor – wobei er im SPIEGEL-Gespräch betont, beim Schreiben der Bücher „keine Unterschiede“ zu machen.

Wenn nun, knapp fünf Jahre nach seinem Longseller, in dieser Woche ein neues Werk erscheint – sieben Erzählungen unter dem Titel „Liebesfluchten“ –, so ist die Aufmerksamkeit groß, die Startauflage entsprechend hoch*.

Der Gefahr, Muster und Thematik des Romans zu wiederholen, hat Schlink sich durch literarische Diversifikation weitgehend entzogen: Lediglich zwei der Erzählungen beschäftigen sich zentral mit der deutschen Vergangenheit, in beiden Fällen sind es wiederum die Söhne und Nachgeborenen, die mit dem Nazi-Schrecken und dessen zerstörerischen Folgen konfrontiert sind.

Andere Geschichten spielen in Berlin (Ost), vor und nach der Wende, in Amerika oder einem ungenannten mittelamerikanischen Staat – und bei manchen

der Liebesfälle und -unfälle spielen Ort und Zeit eigentlich gar keine Rolle. So etwa in der meisterhaften Erzählung „Der Andere“, in der ein Witwer plötzlich erkennt, dass seine Frau ein intensives Verhältnis mit einem anderen Mann hatte. Warum? „Weil ich nicht das Monster an Effizienz, Rechtschaffenheit und Griesgrämigkeit bin, das Sie sind“, antwortet ihm der ehemalige Rivale.

Die Herren spielen in Schlinks neuer Prosa nicht die beste Rolle: Als lieblose, unbeholfene Ehemänner und kontaktgestörte Väter verheddern sie sich in der Liebe und im Leben, laufen verstört, dabei recht komfortabel durch die Welt (einer allerdings landet am Ende im Rollstuhl, immerhin von Gattin und zwei Geliebten versorgt) – die Frauen ertragen es oder ziehen sich enttäuscht zurück.

Wieder schafft Schlink es, die Figuren lebendig werden zu lassen, ohne alles über sie zu verraten – selbst wenn ihn gelegentlich sein klarer, kluger Ton zu dem einen oder anderen Kommentar verführt. Er ist ein genuiner Erzähler. Und auch das Kino dürfte bei ihm wieder manchen Stoff finden.

VOLKER HAGE

* Bernhard Schlink: „Liebesfluchten“. Diogenes Verlag, Zürich; 320 Seiten; 39,90 Mark.

verstellende Bedeutung annimmt als bei jemandem, der in seinem Leben noch anderes machen muss, machen will. Ob es wirklich nur Vorteile hat, sich allein dem Schreiben zu widmen?

SPIEGEL: Viele Autoren haben dennoch darunter gelitten, noch in einem anderen Beruf arbeiten zu müssen: von E.T.A. Hoffmann bis Kafka.

Schlink: Darunter leide ich auch. Aber vielleicht ist es ein produktives Leiden, eines, das Energien konzentriert.

SPIEGEL: Sie waren nach der Wende 1989/90 der erste westdeutsche Professor an der Humboldt-Universität: Seit 1990 lehren Sie

Schlink: Architektur hat mich immer interessiert. Ich habe sogar – mit einem Freund zusammen – bei einem Architektur-Wettbewerb mitgemacht: Es ging um den Brunnen beim Europa-Center hier in Berlin. Ich hatte da eine Idee, wir haben zusammen teilgenommen, aber nicht gewonnen. Studiert habe ich das nie.

SPIEGEL: Außer Jura nichts gewesen?

Schlink: Während des Studiums habe ich viel Philosophie, Geschichte und Soziologie gehört. Aber ich bin mit Jura am Ende glücklich geworden – zumal als Wissenschaftler. Die Sachen müssen immer wie-

und der Füller gefüllt ist – dann bin ich rundum glücklich.

SPIEGEL: Sie schreiben wirklich noch mit der Hand?

Schlink: Ich schreibe mit dem Füllfederhalter, korrigiere damit, streiche durch, schreibe neu. Irgendwann diktiere ich es auf Band und stelle mitunter dabei fest, dass die gestrichene Fassung doch die bessere war.

SPIEGEL: Was gibt Ihnen die Sicherheit?

Schlink: Der Schritt des Lautlesens beim Diktieren ist wichtig. Da wird alles noch einmal gebündelt, da muss ich mich entscheiden. Beim Computer ist doch das Problem: Was immer Sie hinschreiben, sieht gleich perfekt aus.

SPIEGEL: Wann haben Sie die Muße zum Schreiben?

Schlink: Während des Semesters so gut wie nie. Da schaffe ich es nur, mir Notizen zu machen, eine Eigenschaft, eine Person, eine Situation, ein Stück Handlung zu skizzieren. Es kann passieren, dass mir auf dem Weg zur Uni, auf dem Fahrrad oder sogar während einer Vorlesung eine Idee, eine Einzelheit, eine Lösung einfällt.

SPIEGEL: Und wo schreiben Sie das nieder?

Schlink: Auf der Parkbank, im Zug, überall. Wenn ich an einer Geschichte arbeite, habe ich deren Verlauf so im Kopf, dass ich dort weiterschreiben kann, wo ich zuletzt stehen geblieben bin.

SPIEGEL: Zuerst fällt Ihnen die Geschichte ein?

Schlink: Ja, ich phantasie gern Geschichten, ich lebe ein Stück weit in ihnen. Ich habe meinem Sohn Geschichten erzählt, als er klein war, ich habe mir schon als Junge Geschichten ausgedacht.

SPIEGEL: Und die Selbstbeobachtung als Schriftsteller? Schreiben Sie Tagebuch?

Schlink: Ich schreibe kein Tagebuch. Ich schreibe überhaupt erst dann, wenn ich eine Geschichte so weit im Kopf habe, dass ich denke: Jetzt stimmt der Plot.

SPIEGEL: Bei Ihrem Erfolg „Der Vorleser“ hatten Sie anfangs auch Bedenken, wie das Buch politisch aufgefasst werden würde ...

Schlink: ... ja, ich hatte Glück, dass es nur vereinzelt ideologische Missverständnisse und Einwände gab.

SPIEGEL: Wo lag für Sie das mögliche Skandalon: in der Vermengung von Liebesgeschichte und Holocaust-Thematik oder in der Möglichkeit, die der Roman eröffnet, eine Bestie, eine ehemalige KZ-Schergin menschlich zu sehen?

Schlink: Im zweiten. Und der Vorwurf, dass sie zu menschlich geschildert sei, kam ja gelegentlich, auch in den USA.

SPIEGEL: In Oprah Winfreys TV-Show stand zunächst aber gar nicht die Nazi-Thematik



Ost-Berliner Szenerie: Graue Farben wie im Heidelberg der Kindheit

hier an der juristischen Fakultät. Was hat Sie gereizt?

Schlink: Zunächst war ich Gastprofessor, später erhielt ich dann den Ruf. Zuvor war ich in Bonn und Frankfurt. In Berlin hatte ich das Gefühl: Hier passiert es! Der Neuanfang hat mich interessiert. Es ist am Ende zwar nicht viel anders geworden als bei den westdeutschen Universitäten. Da ist manche Mühe ins Leere gelaufen – und doch waren es Jahre einer aufregenden Zeitgenossenschaft.

SPIEGEL: Warum entstand nichts Neues?

Schlink: Zum einen wollte hier niemand etwas wirklich anderes als im Westen, zum anderen ging alles furchtbar schnell. Man hatte die Zeit nicht oder wollte sie sich nicht nehmen. Das ist im städtebaulichen Bereich genauso: Es soll aussehen, als wäre nie etwas anderes gewesen.

SPIEGEL: Haben Sie einmal mit dem Gedanken gespielt, Architekt zu werden wie eine Figur aus Ihren „Liebesfluchten“?

der auf den Punkt, zur Entscheidung gebracht werden. Das gefällt mir.

SPIEGEL: Als was nehmen Ihre Studenten Sie wahr: Sind Sie Professor oder Schriftsteller?

Schlink: Eindeutig Professor. Es kommt vor, dass mich einmal eine Studentin – meist ist es eine Studentin – danach fragt: Wie kommt man zum Schreiben? Wie teilen Sie sich das Leben ein?

SPIEGEL: Und wie sind Sie dazu gekommen?

Schlink: Ich habe schon als Schüler und Student geschrieben. Dann war meine Hoffnung, dass sich die Freude am Schreiben im wissenschaftlichen Schreiben erfüllt. Und das klappte auch einige Zeit, und ich schreibe auch immer noch gern wissenschaftlich. Aber es fehlte mir doch etwas.

SPIEGEL: Sie schreiben gern?

Schlink: Wenn ich Zeit habe, einen Tag ohne Termine, wenn das Papier bereitliegt

im Vordergrund, sondern etwas ganz anderes: die Verführung eines 15-Jährigen durch eine reife Frau.

Schlink: Ja, der „Missbrauch“: Das ist in Amerika derzeit eines der großen Themen, und deswegen hat Oprah damit angefangen. Aber dann ging es auch um die menschliche Sicht auf Hanna. Ich verstehe das, kann es aber dennoch schwer nachvollziehen: Wenn es nicht die menschliche Sicht auf die Täter gäbe, hätten wir kein Problem mit ihnen. Erst die menschliche Nähe zu ihnen macht das, was sie getan haben, so furchtbar. Wir hätten doch mit den Tätern schon lange abgeschlossen, wenn es wirklich alles Monster wären, ganz fremd, ganz anders, mit denen wir nichts gemein haben.

SPIEGEL: Hat das in Ihrem Leben eine Rolle gespielt?

Schlink: Das ist die Erfahrung meiner Generation: Da gab es den glänzenden Lehrer, der später als an irgendwelchen Furchtbarkeiten beteiligter ehemaliger SS-Mann enttarnt wurde, oder den Professor, dem ich viel zu verdanken habe und der sich einst massiv antisemitisch geäußert hatte.

SPIEGEL: Zugleich enthält der Roman aber auch einige Skepsis gegenüber Ihrer Generation: Dem Helden, der in der Angeklagten eines KZ-Prozesses seine ehemalige Geliebte wieder erkennt, wird später die Leichtigkeit problematisch, mit der die Studenten die eigenen Eltern anklagen.

Schlink: Wir sind eine sehr selbstgerechte Generation gewesen – und geliebt. Denken Sie nur an den moralisierenden Ton, den es bis heute gibt. Das wird gerade beim Parteigelderskandal und wurde davor beim Kosovo-Krieg deutlich. Die Vergleiche zwischen der Vertreibung der Albaner und dem Holocaust fand ich fatal – es gab

sie auch nur in Deutschland. Etwas Ähnliches ist bei der Bewältigung der DDR-Vergangenheit passiert, wo oft gesagt wurde: Bei der Bewältigung der Nazi-Vergangenheit haben die Richter versagt, wir, die Richter der 68er Generation, machen es richtig! Als wenn die DDR mit dem Dritten Reich vergleichbar wäre! Mir ist er unheimlich, dieser selbstgerechte moralische Eifer.

SPIEGEL: Das beziehen Sie auch auf die Prozesse gegen Krenz und andere?

Schlink: Nach meiner Überzeugung sind diese Verfahren dem Problem nicht angemessen.

SPIEGEL: Gibt es für die Nachgeborenen Tabus in der literarischen Darstellung des Holocaust? Könnten Sie eine Geschichte schreiben, die im KZ spielt?

Schlink: Ich könnte mich nicht hinreichend einfühlen.

SPIEGEL: Also kein moralisches, sondern mehr ein handwerkliches Problem?

Schlink: Ja, das ist eine Frage von Takt und Sensibilität und Klugheit. Da gibt's zu viele Fallstricke. Aber ein Verbot? Nein. Auch die nächste und übernächste Generation muss sich das immer wieder neu aneignen.

SPIEGEL: Genügt dafür nicht die Wissenschaft?

Schlink: Es muss auf allen Ebenen geschehen. Wir brauchen alles, um Geschichte lebendig zu halten: die wissenschaftliche, die dokumentarische, die filmische und die literarische Vergegenwärtigung.

SPIEGEL: Besteht nicht die Gefahr, dass die erdachten Geschichten Zweifel an der Authentizität von Zeugnissen wecken?

Schlink: Das Authentische beginnt überhaupt erst zu leben, wenn wir mit unserer Phantasie herangehen. Wenn Sie ein KZ besuchen, erfahren Sie, dass dort eigentlich nichts zu sehen ist – außer Baracken, Bäu-

men, Zäunen. Und doch ist man hinterher völlig erschöpft. Warum? Weil der eigene Kopf hinzuphantasiert hat, was er aus Büchern, Filmen und natürlich auch aus der Wissenschaft kennt.

SPIEGEL: Sehen Sie die Gefahr, dass das ganze Thema nun, nach der Jahrtausendwende, schon bald als eines von vorgestern gelten könnte?

Schlink: Ganz gewiss hat dieser Wechsel mehr Evidenz als ein normaler Jahreswechsel. Bisher war das 19. für uns das letzte Jahrhundert. Was aber Auschwitz angeht: Die einzigartige Furchtbarkeit dieses Verbrechens hängt für mich entscheidend damit zusammen, dass es von einem Volk begangen worden ist, das auf hohem kulturellen Niveau stand, sich dieses Niveaus auch bewusst war und sich seiner rühmte. Dies wird auch die künftige Wahrnehmung bestimmen. Wenn, was nicht völlig unvorstellbar ist, Kultur im Sinn der humanistischen Tradition verblasen sollte, dann könnte eines Tages auch Auschwitz neben Stalins, Maos und Pol Pots Morden nur noch ein Beispiel unter anderen sein: das 20. Jahrhundert als das der besonderen Grausamkeiten.

SPIEGEL: Welche Rolle könnte das Holocaust-Denkmal in Berlin spielen?

Schlink: Sie kennen das Jüdische Museum? Das ist für mich dieses Denkmal – leer, wie es jetzt dasteht. Den geplanten Stellenwald braucht man nicht. Stellen Sie sich nur vor: Wegen möglicher Anschläge müsste ein Zaun gebaut, von der Polizei mit Hunden bewacht, und nachts alles unter Flutlicht gesetzt werden – ein furchtbarer Gedanke.

SPIEGEL: In Ihrem neuen Buch lassen Sie eine junge amerikanische Jüdin vom „verdrängenden Sinn“ dieses geplanten Denkmals sprechen. Was ist damit gemeint?

Schlink: Es spielt darauf an, dass wir Deutschen nun auch die Erinnerung an den Holocaust so optimal verwalten, dass uns niemand etwas vorwerfen kann.

SPIEGEL: Und wie haben Sie die viel diskutierte Rede Martin Walsers in der Paulskirche verstanden?

Schlink: Ich fand die Rede gut, weil sie die Individualität, die Privatheit des Gewissens betont hat – dieser Gedanke droht immer wieder verloren zu gehen. Es gibt eine öffentliche Verwaltung des Gewissens, die das Eigentliche des Gewissens verfehlt. Zugleich hat Walser diesen wichtigen Gedanken nicht so klar entwickelt, dass er nicht missverstanden werden konnte.

SPIEGEL: Ihr Roman „Der Vorleser“ soll jetzt verfilmt werden. Regisseur wird Anthony Minghella sein, bekannt durch den „Englischen Patienten“. Wie weit sind die Vorbereitungen?

Schlink: Minghella dreht zur Zeit noch einen anderen Film, „Cold Mountain“. Gerade hat er glänzend einen Highsmith-Krimi verfilmt. Ich habe den in New York gesehen und mir noch einmal ge-



Zukünftiger „Vorleser“-Regisseur Minghella: „Die können es“



Schlink: Die vorgegebenen Normen sind heute nicht weniger stark als früher – es sind nur andere. In meiner Generation hatte man Vorgaben, die Jüngeren wie mein Sohn, der 28 ist, haben noch viel mehr. Wie muss es aussehen, wenn man sich das erste Mal küsst? Wenn man das erste Mal miteinander schläft? Stellen Sie sich einen jungen Mann aus dem 19. Jahrhundert bei seinem ersten Kuss vor: ohne Kino- oder Fernsehbilder im Kopf! Das muss doll gewesen sein. Er konnte, er musste alles selbst erfinden.

SPIEGEL: So weit müssen Sie gar nicht zurückgehen: Der junge Held aus dem „Vorleser“, der in den fünfziger Jahren von einer älteren Frau verführt wird, kannte das auch alles nicht.

Schlink: Das ist richtig. Heute dagegen fragt man sich: Mache ich es so gut wie der Liebhaber von Sharon Stone im Film? Auch das ist Normierung, nicht weniger wirksam als das, was früher der Priester erzählt hat.

SPIEGEL: Leiden die Menschen unter dieser neuen Normierung?

Schlink: Ich glaube schon. Von Frauen, nicht nur aus feministischen Kreisen, hört man das oft. Aber stehen wir Männer nicht ebenso unter Leistungsdruck? Niemand ist davon frei.

SPIEGEL: In der unbefangenen Darstellung von Sexualität sind Sie als Schriftsteller freilich weit weg von Ihrem geliebten 19. Jahrhundert. Da sind Sie literarisch ganz auf der Höhe der Zeit.

Schlink: Diese Veränderungen wurden nicht von der Literatur bewirkt, von ihr allenfalls freigelegt. Da spielt die Psychoanalyse eine entscheidende Rolle, die Wissenschaft, die Gesellschaft, Literatur nimmt es nur noch zur Kenntnis. Gottfried Keller hat in seinem „Grünen Heinrich“ immerhin die wunderbare Badeszene mit Judith beschrieben. Würde er heute leben, gäbe es bei ihm wahrscheinlich ebenso wunderbare Liebesszenen. Es gehört zur Lebenswelt.

SPIEGEL: Und doch umgehen viele zeitgenössische Autoren das Thema lieber.

Schlink: Viele verstellen sich den Zugang zu bestimmten Themen durch Angst vor Klischees, vor abgenutzten Begriffen. Mich hat neulich jemand gefragt: Wie können Sie mit Heimatgefühl und -begeisterung über Heidelberg schreiben? Man hat Angst vor einem falschen Ton – auch bei der Beschreibung von Liebesszenen.

SPIEGEL: Umso erstaunlicher, dass Sie nun munter einen Band mit sieben Liebesgeschichten publizieren. Wie hat man den Titel „Liebesfluchten“ zu verstehen: als die Flucht der Liebe, als Flucht vor der Liebe, als Flucht in die Liebe?

Schlink: Das ist das Schöne beim deutschen Genitiv: Er lässt es offen.

SPIEGEL: Herr Schlink, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Cain-Roman-Verfilmung „Wenn der Postmann zweimal klingelt“*: Unter Leistungsdruck

dacht: Auf diesen Regisseur freue ich mich. Der Drehbeginn wird aber noch etwas dauern.

SPIEGEL: Sind die Darsteller schon ausgewählt? Haben Sie Wünsche?

Schlink: Jennifer Jason Leigh ist für mich zurzeit die beste amerikanische Schauspielerin. Als die Hanna meines Romans habe ich freilich eher eine Frau vom Typ Hanna Schygulla vor Augen. Im Übrigen ist noch alles offen.

SPIEGEL: Es gab ja auch viele europäische Interessenten. Warum wird Ihr Roman von Hollywood verfilmt? Weil die es können?

Schlink: Weil die es können. Es wird kein billiger Film: Man muss wahrscheinlich eine osteuropäische Stadt finden, um die Atmosphäre der fünfziger Jahre zu treffen. Eine Szene muss so oft gedreht werden können, bis sie stimmt. Da ist ein Hollywood-Regisseur im Vorteil – und wenn er dann noch gut ist ...

SPIEGEL: Sie haben mitentschieden?

Schlink: Die Filmrechte lagen bei mir, wobei ich mit meinem Verlag eng zusammengearbeitet habe. Ich habe mit vielen Regisseuren gesprochen, auch mit deutschen, die dann in Aussicht stellten, erst einmal einen Film fürs Fernsehen zu machen – und vielleicht käme der dann auch ins Kino. So wollte ich das nicht.

SPIEGEL: Haben Sie schon wieder etwas Neues in Arbeit?

Schlink: Ich schreibe derzeit am letzten Selb-Krimi ...

SPIEGEL: ... mit Privatdetektiv Gerhard Selb als Hauptfigur. Nach „Selbs Justiz“ und „Selbs Betrug“: Wie wird der heißen?

Schlink: „Selbs Mord“. Gleichzeitig beschäftige ich mich mit einem neuen Roman, an den ich unter dem Titel „Verrat und Heimkehr“ denke.

SPIEGEL: Ein Heimatroman?

Schlink: Ein Roman übers Heimkehren.

SPIEGEL: Schon in Ihrem „Vorleser“ haben Sie sich als Meister der Beschreibung erotischer Momente erwiesen – in Ihren neuen Geschichten spielt Sexualität ebenfalls eine Rolle: Sie wirkt da auffällig selbstverständlich. Lassen sich die Menschen nicht mehr erschüttern?

Schlink: Das habe ich mir nie überlegt. Aber wenn Sie fragen – ja, so ist das heute wohl. Was nicht heißt, dass es so bleiben muss. Heute spielt die Entindividualisierung der Sexualität eine wichtige Rolle.

SPIEGEL: Was verstehen Sie darunter?



Schlink (M.), SPIEGEL-Redakteure*: Flucht wovor?

* Oben: mit Jack Nicholson und Jessica Lange, 1981; unten: Martin Doerry und Volker Hage in Berlin.